

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 33 (1907)
Heft: 35

Artikel: Schweizer Schnadahüpfli
Autor: Pepi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-440916>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wenn eine Regierung laulich beschaulich ist, anstatt saftvoll und kraftvoll.

Vor allem schicken wir die Notiz voraus, daß diese Betrachtung nicht dem Fürsten von Montenegro oder dem Statthalter von Island, ebensowenig dem Präsidenten von Uruguai, sondern ganz andern Leuten gilt.

Wenn man Konzerte und Theateraufführungen rezensiert, warum nicht statt der Bretter, die die Welt bedeuten, die Welt selbst, die für die Bretterwelt Stoff liefern muß? Natürlich hat man da lieber mit pittoresken Tyrannen zu tun, die bis an die Schultern im Blute stecken und deren Augsbrauen schon Entsetzen verbreiten. In unserer Zeit sind es aber nicht mehr die Wölfe und Bären, sondern die Nebläuse und Trichinen, sowie zahllose, stets neu auftauchende Bazillen, die das Volk und seinen Wohlstand schädigen.

Wenn eine Regierung, vielleicht kommt es irgendwo im Schweizerländchen sogar vor, wo wir ja ein paar Duzend Regierungen haben, so laulich beschaulich selbstvertraulich schwerverdaulich ist, daß sogar die Landjäger nicht mehr wissen, wo eigentlich der Ernst aufhört und der Spaß anfängt, ob die Gehege zum Gehaltenwerden oder zum Schönmachen da sind, so schadet es gewiß nichts, einmal eine Stimme aus der Wüste zu hören, zumal da, wo die Mehrzahl des Volkes oder der Stimmfähigen die Geduld eines zwölfjährigen Mannes haben.

Schwache Regenten geben denen ungebührliche gemeinschädliche Kraft, die nicht aus eigener Einsicht und Redlichkeit in ihrer angewiesenen Stellung zu verbleiben wissen. Eins nach dem andern!

Wenn im Finanzwesen jahraus jahrein vom Sparen gepredigt und doch tatsächlich jedes Begehren derer erfüllt wird, die an den Staatskassett Ansprüche machen und denselben für unerschöpflich halten, so ist es wohl laulich und beschaulich, aber nicht erbaulich. Und wenn man Angestellte jeder Branche, die die halbe Zeit ihrer Bureauszeit im Kaffeehaus jassend abtöten und dann, wenn sie sich endlich an ihrer Amtsstelle einfinden, um so vertrießlicher, zerstreuter und zuppiger dem Publikum, mit dem sie zu verkehren haben, Red und Antwort geben, so ist eben auch die lauliche Regierung mit ihrer bueligen Vertraulichkeit dran schuld.

Böse Früchte trägt es auch, wenn eine Regierung ohne Rückgrat nicht gegebenenfalls Nein zu sagen vermag, wenn ihre Mitglieder, namentlich in der Zeit vor den Wiederverwahlen an allen Ecken schöne Sachen versprechen, deren Erfüllung man dann, wenn die Wahlen gesichert sind, ins weite Feld hinauschiebt, oder wenn die Wahlen anders ausfallen, dem glücklichen Nachfolger auf den Buckel ladet. Da kommen dann die Begehren und Ansprüche wie die Maikäfer aus allen Löchern. Ein vorgeschobenes Lukenquartier wünscht Turnhalle, Schulhaus und Badeanstalt, ein anderes ein Kasino, ein drittes widersteht sich der Straßenregulierung, ein halb Duzend Vereine ersuchen um

Beiträge für Fahnen, Ehrenbecher, Musikeruniformen und christlich gesimtes Harmonium. Studenten wünschen, daß das Laterneneinschlagen und Glockenabreiben nicht als Unflug sondern als Witz aufgefaßt werde. Und nun muß man zu allem Ja sagen. Den begehrliehen Quartiervorständen, weil man ihre Einladungen zu Jahresfest und Fahnenweihe angenommen, den Studenten, weil sie nach ein paar Wochen, wenn das Gyamelenchen abgetan ist, selber Ratsherren und Richter, also konkurrenzfähig sind, denn es kommt ja oft genug vor, daß Leute im Uebergangsstadium, wie die Klüflein mit der Eierchale am Hintern über den Misthaufen klettern, die linke Hand, die noch nach der Kellnerin schürze riecht, noch nicht reingewaschen, und mit der rechten schon, zettermorbidioluchend, das Behe über das sündige Jerusalem austreuen. Ja freilich gibt es solche Leute, nur muß man sie nicht auf dem Glärnisch und nicht auf dem Monte Rosa aufsuchen.

Der Allerweltsbiletantismus ist ein Krebsübel, dem man die Augen nicht verschließen darf. Die Zeit ist zwar herum, wo die Geistlichen, protestantische sowohl als katholische, sich für die von Gott eingesezte Obrigkeit hielten und jedes weltliche Menschenkind, also ganz besonders Fachmänner aller Branchen, mit scheelen Augen ansahen; jetzt versuchen sich am liebsten Juristen in dieser Rolle, wo nicht etwa Wirte als allerpopulärste Männer alles am besten wissen. Da kann es denn vorkommen, daß so ein juris utriusque sich durch alle Departemente durchwindet und überall mit Schönrederei und Spitzfindigkeiten den Mangel an Sachkenntnis zu erlesen sucht, schließlich vielleicht zur Einsicht kommt, daß es ohne ihn geht, daß er aber ohne den Goldbrunnen des Staatskassett nicht gut fortkommt; also läßt man sich vom zwölfmesterlammsgebuligen Volke weiter wählen und die Arbeit durch andere bejorgen. Wie der Acker, so die Aiden; wie der Vater, so die Buben. Was ist da von vielen Untergebenen zu erwarten, von allen denen, die kein Körnchen alter Römer- oder attischer Bürgerpflicht im Leibe haben?

Wenig beschaulich und erbaulich, aber geradezu unverdaulich ist es, wenn höhere Staatsvertreter, deren Amt durchaus sittlichen Ernst verlangt, ganz ungeniert mit Damen der salomonischen Morgenländerwirtschaft Verkehr haben, allerdings nur, um von plastischer Kunst oder moderner Leberbrettlerei zu reden; wenn dagegen untergeordnete Staatsbediener darauf angewiesen sind, an den Schaufenstern der Buchbinder und Zigarrenhändler Jagd zu machen auf sittenverderbende Bündhölzchenhäckelein, wo man es dann erleben kann, daß die liebe Einfalt ihre Tugend und alleinwahres Christentum dadurch am Ladenfenster zu erkennen gibt, daß man betende Kinder neben Kindern auf dem Nachgeschirr ausstellt.

O tempora, o Moritz!

Schweizer Schnadahüpfli.

Schon mancher Tourist
Schnell aufsprangelt ist,
Zehnmal schneller, oh Wunder,
Kam er aber herunter.

Die Automobil
Die gibt es sehr viel,
Die tössen ohne Ruh
Und stinken dazu.

Dort unten am See
Dort oben auf der Höh'
Da glänzt früh und spät
Das Reklameplakat.

Es soll wenig kosten,
Drum kein Führer, na eben,
Der Mann fragelet auf
Und — es kostet sein Leben.

Zum Gotthard, da steigt
Die Bahn mit viel Rauch,
Und wie es die Bahn macht
Machen's die Aktien halt auch!

Uen Müller den schickt man
Nach Maroffo von Bern,
Jetzt geht dort die Mühle,
Aber der Müller ist fern. Pepi.

Lob des Abends.

Der Abend ist herabgesunken.
Und es lobsingt nun seinem Reich
Der Chor der Frösche und der Unken
Befriedigt aus dem sumpfigen Teich.
Was das Getier mit seinem stumpfen
Instinkt zu loben würdig fand,
Das kann der Mensch auch im „Der-
sumpfen“
Nur recht erfassen mit dem Verstand.
Drum findet nach des Tages Ränken
Nach Sonnenuntergang sogleich
Gar läblich er auch in den Schenken
Des Abends selig Friedensreich! ...
Horfa.

Es wirbelt etwas Wundersames furios und widersprechlich in meiner jungfräulichen rechten Herzkammer herum. Zwei eigentümliche Entgegenstände haben sich in mich verpflanzt. Nummer Erstens heißt: „Lasset euch nicht verleiten von den Mormonen“ und Nummer Zweitens spricht: „Heiratet mormonisch und seid glücklich.“

Erstens:

Es nimmt mich Wunder was du Teufels denkst, und fast Gellüste nach Mormonen lenkst; Wo jedes Mannsbild wie ein Gockelhahn ein Scheusal ist und wüster Grobian, Und wie berichten Menschenkenner noch schlechter ist als hier die Männer. Mormonen schämen ihre Weiber so Stück für Stück wie Schweinetreiber. Und wenn es dann im Hause übel läuft, dann geht es auf den Markt, sie wird verkauft. Die Frau gilt höchstens was ein Papagei und hockt im Käfig, hungert schön dabei. Du hörst in allen Zeitungsblättern wohl über diese Zustand wettern, Mein, da mögen Warner immer schreiben, die Närrin will nicht ledig bleiben.

Man sollte nicht meinen, daß man da noch Gründe finden könnte Weibliches ins Mormonenland Utah zu schicken, aber ich habe sie gefunden diese Gründe.

Zweitens:

Man kann doch glücklich bei Mormonen sein, und das Vergnügen ist durchaus nicht klein. Wenn eine Frau bei Nebenweibern wohnt und ihrem Manne recht verfligt mormont. Das heißt, sie hat mit Teegerossen ja bald den schönsten Bund geschlossen, Zu Zweien, Dreien oder Vierern den Weiberplager abzuschmieren. Ich möchte doch den Hofenselben seh'n, der wagen würde nicht davon zu geh'n; Wenn sieben Zungen schimpfend tätig sind, und sieben Teller fliegen an den Grind. Ich muß die Weiber hochverehren, die Männer bloß darum begehren, Mit scharfen Kebsen eng verbunden, den Weibernarren auszuhunben.

Ja wohl! — so geht's. Wer Männertreu pflücken will rollt in den Abgrund. Wir finden auch in unseren Alpen Mormonen, die edelweiße Unschuld und jungfräuliche Alpenrosen unglücklich machen. Mich hat Keiner erwischt und drum bin ich immer noch böß über Amalia, die gegen meinen Rat geheiratet hat.

Ich für mich singe Alleluja und bleibe:

Eulalia.

Splitter.

Ergebung in sein Schicksal ist das Beste — wenn man sonst nichts kann. —

Einem „Wetterwinkel“ ist am wenigsten zu trauen, wenn er nicht wettet.

Wer sein Gedankengarn verflocht (verwickelt), dem reißt leicht der Geduldfaden. —

Kandergründlich erzürnte Jungfrauen.

Ist denn Lieben ein Verbrechen,
Darf man denn nicht zärtlich sein?
Nur die ganz besonders Frechen
Machen sich dabei gemein.

Und die Mädchen kandergründlich,
Werben wissen was sich schickt,
Sagen schriftlich oder mündlich:
„Da wird weiter nicht gefickt!“

Eine Unschuld zu ermorden
Fehlt den bösen Buben Mut;
Wissen sollen die Behörden:
Un're Hände klatschen gut.

Solche ungeschlachte Bürger
Finden keinen Honigseim
Fremde Schlecker oder Bürger
Tragen rote Ohren beim.

Der Schneider sickt, der Schnaps er-
quickt,

Der Floh, der pickt, es ist verwickt,
Daß Aare, Reuß und Glarnerlinth
Nicht Wein statt eitel Wasser find.

Der Petrus, wenn er brummeln tut,
So gibt es eine Regenflut;
Doch bricht er aus in Wutgezetzer,
So haben wir ein Donnerwetter.
Nur wenn er lacht wie Sennenbuben,
Scheint uns die Sonne in die Stuben.

Chacun a son goût.

Die Einen temperenzlen, die Andern
gerne bürfen.

Die Einen haben Götzen, die Andern
dienen Fürsten.

Das ist das Schicksal dieser Welt:
Ein Steckenpferd sich Jeder hält.